

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [17]

Artikel: Die Walküre [Fortsetzung]
Autor: Brandis-Marcusen, Lilli von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587668>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

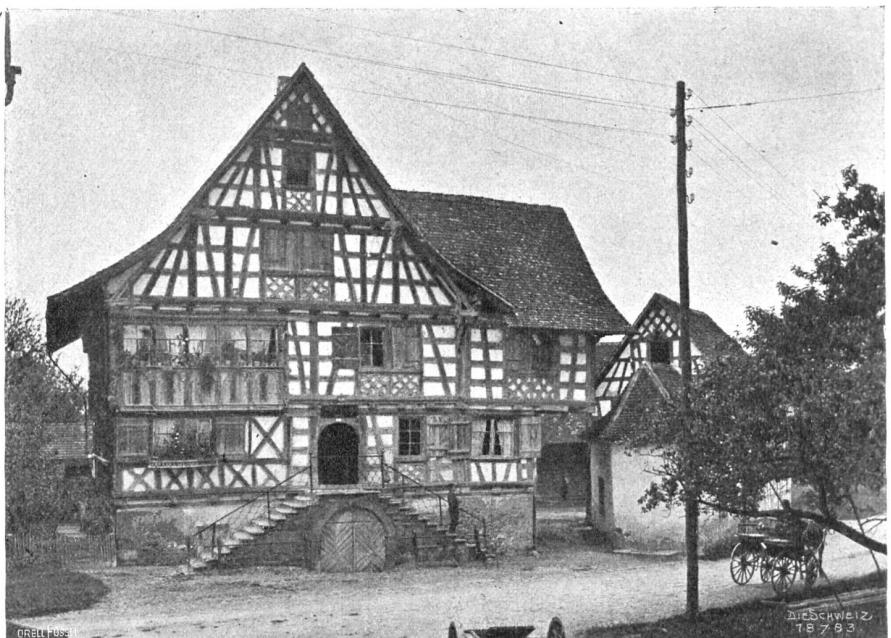
Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und indem die Schweizerische Vereinigung für Heimatschutz sich dieser Aufgabe widmet, in Vorträgen, in ihrer Zeitschrift in Bild und Wort unermüdlich und erfolgreich darauf hinwirkt, erfüllt sie eine wertvolle Kulturaufgabe, wofür ihr der Dank aller Einsichtigen gebührt. Sie hat auch bereits einmal Thurgauer Häuser vorgeführt zu einer eingehenden Studie von Dr. Ernst Leissi in Frauenfeld (Dez. 1911). Dass diese Bestrebungen kein vergebliches Bemühen sind, davon zeugt das viele Schöne, das heute bereits entstanden ist und entsteht: wir erinnern nur an den prächtigen Neubau der Kantonschule in Frauenfeld, an das stattliche Pensionärshaus in der Irrenanstalt Münsingen und an den preisgekrönten Entwurf für das Romanshorner Kantonalsbankgebäude, das näch-

stens gebaut werden soll... Es ist entschieden besser geworden!

Hans Müller-Bertelmann, Frauenfeld.



Oberraach bei Amriswil (Thurgau). Wirtshaus.

Die Walküre.

Aus den Papieren eines Freundes nachzählt von Lilli von Brandis-Marcusen, Bern.
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Oberstammheim (Kt. Zürich). „Hirschen“.

Die beiden ersten Säle der „Hufschmiede“ waren weder übermäßig groß, noch hoch, in der Mitte stand eine längere Tafel, an den Seiten kleinere Tische. Während im ersten Zimmer gegessen und Bier getrunken wurde, hatten sich im zweiten, wie man durch die offene Schiebetüre sehen konnte, schon einige Herren zum Kartenspiel hingesez, und vom dritten Saal her hörte man die Billardkugeln durcheinanderrollen. Franz, das Faftotum, zu jugendlich für einen Ober, zu alt für einen Stift, fragte nach unsern Befehlen und versprach „Münchner Hofbräu frisch vom Faß“. Ich wollte mich aber noch nicht setzen, sondern mir zuvor ein wenig die Wände mit ihrem interessanten Bilderschmuck anschauen. Das war ja wie ein Stammbuch in Bildern, ein Jahrmarkt des Lebens von Künstlerhand! Aquarell- und Oelfsizzzen, Tusche und Federzeichnungen hingen in hinter Reihe nebeneinander, aber so verschieden auch die Sujets waren, standen sie doch alle unter dem Zeichen des Uebermuts. Till Eulenspiegel hätte seine Freude daran gehabt und Luther sicherlich sein Tintenfaß darnach geworfen wie weiland auf der Wartburg nach dem Satan selber.

Da waren Menschen in Tiergestalt und Tiere mit Menschengesichtern, Frösche, die Mandoline spielten, Affen, die Bier tranken, Rater, die in ihre Taschentücher weinten, und Elefanten, die Cancan tanzten, Bären auf einem Spinnengewebe einherwandelnd und Spinnen mit unzähligen Beinen Bicycle fahrend — all die tausend Unwahrscheinlich- und Unmöglichkeiten, die Dichter ersonnen, von Königin Mabs Rutsche bis zu Fafner dem Drachen, von Titanias Traum bis zu Isoldens Liebestedt, alle mehr oder weniger mit einem Stich und Strich ins Pikante, Ironische und Persiflierende.



Das Amsikon im Thurgau. Riegelhaus mit Baumgärtchen.

Diese Improvisationen — denn schließlich ist jede Karikatur eine solche — waren so reizvoll und geistreich ausgeführt, daß es der berühmten Namen darunter nicht bedurfte hätte, um mir zu verraten, daß die Urheber Meister ihres Faches. Gerade der Mut, das Fabelhafte und Lächerliche zu verewigen, ist der wahre Mutwille des Künstlers, der seine Einfälle festspielt wie den flüchtigen Schmetterling auf der Nadel.

Unter den neuesten Zeichnungen fiel mir ein leicht koloriertes, besonders flott ausgeführtes Blatt auf, Arion mit der Leier auf dem Delphin, von Meerjungfrauen umgeben; der Töne Meister trug unverkennbar die Züge des Hofkapellmeisters. Freund Jakobs war zu mir getreten und rückte sich den Kneifer zurecht. „Es ist gut gemacht,“ meinte er in seiner trockenen Weise; „moderne Musikschule sollte darunter stehen, denn diese Wassernixen spielen natürlich alle Klavier und beten nebenher ihren Meister Arion an. Merkwürdig übrigens diese Schwärmerei; außer seinem schönen Spiel vermag ich an dem blonden Knaben wirklich nichts Besonderes zu entdecken!“

Ich dachte an den Blick, mit dem die Sängerin den Kapellmeister angesehen, als sie ihn vor die Rampe zog, und ein leises Unbehagen kroch mir über die Seele. Im Park, wenn ich meine einsamen Spaziergänge machte, war ich ihm öfter begegnet. Den riesigen Neufundländer zur Seite, mußte der schlanke, hübsche, elegante junge Mensch auffallen, wollte es wohl auch, obgleich nichts eigentlich Aufdringliches in dem feingeschnittenen melancholischen Gesichte lag. Wie ein Don Juan sah er nicht aus, eher wie ein verwunschener Prinz; aber meine gute Höfrätin wußte viel Romanisches von dem gefährlichen Gunter zu berichten, und ihre falschen Locken zitterten vor Aufregung, wenn sie von seinen Liebesabenteuern zu erzählen anfing. Durch seine Heirat mit der Primadonna sei er solider geworden oder vorsichtiger, hatte sie lebhaft einmal geäußert, ohne daß ich davon Notiz genommen hätte; jetzt fiel mir ihr Geschwätz aber wieder ein.

„Sehen Sie, dort sitzen nun die Schauspieler,“ flüsterte mein sächsischer Cicerone; „wir wollen ein wenig beobachten, da gibt es immer ‚Krieg im Frieden‘!“

und er grüßte artig hinüber, was noch artiger von einem halben Dutzend Herren, die augenscheinlich um ihren Stammtisch saßen, erwidert wurde; dann nahm er mit mir an einem kleinen Seitenstische Platz, und wir vertieften uns scheinbar in die Abendblätter, während Aug' und Ohr und Seele das Volk der Griechen suchten, so nannte nämlich Jakobs die Thespisjünger im stillen. Ich hätte nicht vier Monate in W. verbracht haben müssen, um nicht wenigstens die berühmtesten unter ihnen zu kennen, wenn auch bloß à distance.

William Heiser, der Charakterdarsteller, mit der kantigen Beethovenstirn und dem mephistophelischen Lächeln, der drei Frauen unglücklich gemacht und kürzlich erst die vierte geheiratet hatte, führte das Wort. Sein sonores weittragendes Organ sang fast tragisch für die gemütliche Umgebung; wenn er ein frisches Glas Bier bestellte,

glaubte man, er distillierte ein Todesurteil, und wenn er um Feuer bat, so meinte man, Wallenstein beschwore Max Piccolomini. Er war gerade dabei zu erzählen, wie er, ein blutjunger Anfänger in Dresden, für den erkrankten Devrient als Othello habe einspringen müssen und so hinreißend gespielt, daß das Publikum nichts von der Stellvertretung



«Drachenburg» zu Gottlieben im Thurgau.



Gerlikon bei Frauenfeld. Alfred Huggerbergers Heimwesen.

merkte, sondern ihm als dem göttlichen „Emil“ zuzubelieben. „Da muß es aber sehr dunkel auf der Bühne gewesen sein, daß sie dich mit dem verwechselten,“ bemerkte Ludwig Linde, der Boniviant, der es liebte, Bosheiten möglichst trocken und unbefangen vorzubringen; man lachte, Heiser rollte die Augen. „Ludwig,“ sagte er dann pathetisch, „du bist gemein!“ „Bitte, liebe Kollegen, keine Anzüglichkeiten,“ ermahnte Lucius Trolle, der Regisseur und erste Liebhaber, für dessen korrekte Schönheit die Badischen der Stadt schwärzten, der einen Goethelöpf, leuchtende blaue Augen, sehr wenig Ausdruck und ein etwas zu hohes Organ besaß, im übrigen aber ein guter Mensch zu sein schien. „Ich wiederhole, gemein,“ fuhr Heiser in klagen-dem-Tone fort; „denn wenn ein so beispiellos bescheidener und zurückhaltender Mensch wie ich seine Erinnerungen zum besten gibt, so ist das, als ob ein Fels seinen Busen öffnete und die darin verborgenen Metalle offenbarte.“ „Du meinst wohl damit, Schweigen sei Gold!“ warf Ludwig Linde spöttisch ein. Nun wurde aber Heiser wirklich zornig, eine heftige Erwiderung schwiebte ihm auf den Lippen, und wer weiß, was sich noch ereignet hätte, wenn nicht in diesem Augenblick lautes Schreien vom Gang her, dem erbärmliches Hundequieket schloß, das Gespräch unterbrochen hätte. Man vernahm Franzens erboste Stimme: „Gottlieb, willst du wohl, du verdammter Röter, gib die Wurst her oder...“ Ein kleiner Mann mit einem glattrasierten traurigen Gesicht, der bekannte Komiker Rudel, war aufgesprungen und hatte die Tür zum Gang aufgerissen, durch die jetzt in eiliger Flucht ein allerliebster Affenpinscher angesauft kam, das Corpus delicti, die dampfende Bratwurst, im Maule. „Gottliebchen, mein Hundchen!“ rief der Komiker, und das reizende, goldlockige Tierchen sprang ihm auf den Arm, ohne jedoch seine heiße Beute fahren zu lassen. Franz, mit hochrotem Gesicht und drohend geschwungenen Serviette, erschien wie die Nemesis auf der Bildfläche. „Es ist mir leid, Herr Rudel,“ erklärte er grob, „aber das mit dem Mitbringen vom Gott-

lieb geht einfach nicht mehr! Er stiehlt wie ein Rabe, gestern das Kalbsfotelett vom Küchentisch und heute die Bratwurst vom Servierbrett; was zu arg ist, ist zu arg!“ Gottlieb hatte sein Köpfchen mitsamt der fetten Wurst in den schützenden Arm seines Gebieters geschmiegt; wie die Serviette Franzens ihm aber zu nahe kam, erwachte sein Mut, und er bellte los, wobei seine Beute ihm aus dem Maulchen fiel. Die Männer waren aufgesprungen und scharten sich lachend um den bedrohten Kollegen. Rudel fuhr leisend mit der Hand, in die Hosentasche und holte einiges Kleingeld hervor, das er dem Faktotum hinhieß.

„Es ist zu wenig, Herr Rudel,“ erklärte Franz unerbittlich; „dreißig Pfennig für ein Rotelett und eine Wurst, das gibt's nicht!“ „Mensch, was wollen Sie,“ sprach der geärgerte Künstler, „kann ich Armeen aus dem Boden stampfen, wächst mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?“

„Er wird lässisch, das ist bedenklich,“ flüsterte Linde dem Regisseur ziemlich laut ins Ohr. „Hat Gottlieb wieder Geschichten gemacht,“ ließ sich jetzt eine angenehme Stimme hören, „er macht ja immerzu Geschichten, der liebe kleine Kerl! Das hat er bei uns gelernt! Bitte, Franz, wenn er was genommen hat, so freiden Sie es mir an!“ Der Sprecher war kein anderer als Gunter, der leise herzugetreten war und nun mit einem Lächeln, das sein sympathisches hübsches Gesicht erhellt, die Anwesenden begrüßte. Dieses weiche Lächeln glitt auch über alles Peinliche des kleinen Zwischenfalls hinweg, sodaz nur die komische Seite von Gottliebs Schandtat übrigblieb. Sogar Franz stellte die weiteren Feindseligkeiten ein und entfernte sich brummend, um ein frisches Glas Bier für den Herrn Hoffkapellmeister zu holen.

Jakobs hatte Gunter begrüßt und mich vorgestellt; auf seine Aufforderung, uns mit an den Schauspielertisch zu



Gerlikon bei Frauenfeld. Verträumter Dorfwindel.



Weier bei Steckborn. „Höflein“.

sezten, konnten wir nicht gut nein sagen, und so kam es, daß wir mit ihnen bunte Reihe machten. Für Gunter war ein Armsessel herbeigerollt worden, in welchem der vom Dirigieren Ermüdete sich's bequem mache. Gottlieb, als habe er die ganze Tragweite des eben abgeschlossenen Vorfalles erfaßt, sprang von seinem Herrn weg und auf Gunters Knie, wo er sich gravitätisch hinstellte und seinen Bart leckte; der blonde Mann mit den verträumten Augen und das zierliche Pintschchen nahmen sich gut aus zusammen.

Man sprach über Fidelio und die Leistung der Bernhardi. Mit einem Male hatte sich die junge Sängerin die Sporen verdient und war über ihr Noviziat hinausgewachsen — das gaben alle zu, doch hätte ich mir ihr Lob weit wärmer gewünscht. Daß Kollegen sich nie loben und nur Rivalen sich in den Himmel erheben, das wußte ich damals wie so vieles andere noch nicht. „Meine Frau sagt, sie sei gut gewesen,“ meinte Gunter nachlässig. „Und Sie selbst?“ kamte ich mich nicht enthalten zu fragen. „Ich natürlich auch!“ Das klang leicht, wie eine Fläufeder, und ärgerte mich unsäglich. Wie kamte man nur so darüber weggehen, wenn ein Mensch sein Bestes, sein Höchstes gegeben hatte ... „Fidelio ist keine Oper, ihr mangelt das dramatische Element,“ sagte Heiser plötzlich in orakelhaftem Tone. Das wirkte wie ein Stichwort; nun sprach und gestifulierte alles durcheinander: Beethoven und Wagner, Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, klassische Beschränktheit oder moderne Freiheit, das Charakteristische ohne Kunst oder das Künstlerische ohne Charakter, Ver-tonung des Dramas oder Dra-

matisierung der Musik, die Ge-burt der Tragödie, ein in den Windeln liegender Standpunkt, Stil als Rhythmus oder Naivität als Maßstab, Rembrandt als Erzieher oder Nizsche als Schlach-tenmaler, die Konzeption des Geistes, als Vorhalt aller musi-kaischen Vorhalte, oder die Um-wertung aller Werte als Philo-sophie des Unbewußten, himm-lische oder irdische Liebe in der Kun-st, Freiheit, Aufführung, Per-sönlichkeit — das war schon keine Konversation mehr, das war ein Ge-wehrfeuer von Meinungen und Ab-surditäten, die gegen einander knatterten ... Plötzlich stand Ru-del, der bis dahin geschwiegen hatte, auf und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß es dröhnte; alle sahen ihn an. „Ihr spielt euch auf als ganz Moderne und redet immer von der Persönlichkeit und wollt keine Prinzipien, als ob das Umsturzprinzip nicht das schlimmste von allen Prinzipien wäre! Das Genie aber stürzt nicht

um, es baut auf, und wenn dann die andern, die Talentlosen, vor Reid umfallen, dann heißt es, es habe sie umgeworfen, das stimmt aber nicht! Es baut auf, und zwar auf dem alten Fun-dament, dem goldenen Boden des Handwerks; denn ohne die Arbeit, die rein mechanische, niederträchtige, schweißtriefende Arbeit, gibt es keine Kun-st, die Kun-st indes ist die Jakobsleiter, die von der dunsteln Erde hinaufführt zu den goldenen Sternen. Wir sollten die alte Zeit loben statt sie zu schmähen und zu entwerten! Die realen Werte können wechseln, die idealen nicht. Wert bleibt immer das, was man gern haben möchte und nicht kriegt, was man ausführen sollte und nicht kann, das schwer Erreichbare, das Langersehnte, das Heißenbetene, das mit dem



Aus Kehwil im Thurgau. Bauernhaus mit Säulenbau.

Leben Bezahlte in der Kunst. Diese Kunst aber ist nicht von heute oder gestern, sie ist alt und jung zugleich, und sie wird immer zukünftig, gegenwärtig und unvergänglich sein, voll schöner Erinnerungen; denn auch diese sind ein Privilegium edler Naturen, gemeine Menschen haben bloß eine Vergangenheit!" „Nadel, du hast Schiller aus der Seele geredet, stöß an!“ Linde hatte es gerufen und sein Glas gegen den kleinen Mann erhoben, in dessen traurigem faltigem Gesicht eine seltsame Erregung zu leben stand, als schämte er sich plötzlich, so aus sich herausgetreten zu sein. Auch die andern stießen mit ihm an, bis auf Heiser, der eine überlegen-spöttische Miene aufsetzte. „Du predigst Moral, aber nicht Kunst, wir Übermenschlichen brauchen keine gute alte Zeit.“ Da sprühte es in den erloschenen Augen des Komikers auf: „Übermensch, das Wort deckt vieles, was vielleicht modern, aber weder schön noch groß ist. Mir fällt dabei der moderne Überzieher ein, unter dem auch vieles stecken kann oder nichts; man braucht nicht einmal ein Hemd darunter anzuhaben, geschweige denn das Herz auf dem rechten Fleck, es merkt's keiner!“ Alles lachte, Heiser runzelte die Stirn und zuckte die Achseln, als verzichtete er auf weitere Auseinandersetzungen; man sprach von anderen Dingen. Gunter hatte die ganze Zeit still dagesessen und das goldene Blüsch des Pintscherschen gestreichelt; er schien mit seinen Gedanken weit weg vom Biertisch, bis Franz mit einer leisen Meldung hinter seinen Stuhl trat. Da stand er geräuschlos auf, legte Gottlieb in Rudels Arm und verschwand so unauffällig, wie er gekommen. Mir aber war just zu Mut wie dem Jüngling in Grimms Märchen, der auszog, das Gruseln zu lernen, Abenteuer bestand, eine Prinzessin gewann und furchtlos blieb, bis seine Frau, die Prinzessin, ihm einen Eimer kalten Wassers voll zappelnder Fischlein ins Bett goß und er unter Angst und Zähneklappern das Gruseln erlernte. Wer in meinem Falle die zappelnden Fischlein waren, brauche ich nicht zu sagen...

Ein paar Tage später entschloß ich mich, der Bernhardi einen Besuch zu machen. Es war ein grauer Herbstnachmittag. Ueber dem Friedhof, an dessen Mauer ich entlang mußte, lag schon Allerseelenstimmung; durch das große Gittertor sahen mich die steinernen Fragezeichen auf den Gräbern melancholisch an, und unter meinen Tritten raschelten die welken Blätter. Dazu wollten die duftenden Rosen in meiner Hand nicht passen; ich hatte sie mit ganz besonderer Sorgfalt ausgewählt, zarte Malmaisons an langen Stielen. Das Ziel meiner Wanderung, ein altes vernachlässigtes Haus in einem verwilderten Garten, war bald erreicht, im Parterre wohnte die Gesuchte. Ihre Wirtin, eine ältlche Dame mit grauen Locken und verschwommenen blauen Augen, machte mir auf und bestätigte, daß das „Mädchen“ (sie nenne alle ihre Pensionäinnen so, meine aber natürlich Fräulein Bernhardi) zu Hause sei. Das Wohnzimmer, das in den engen, mit Möbeln verstellten Korridor mündete, war einfach und altmodisch, aber ganz behaglich eingerichtet, es hatte Blumen am Fenster, Blumen auf dem runden Sofatisch und über dem Klavier einen frischen Lorbeerfranz.

Marie Bernhardi kam mir entgegen. Sie hielt meine Karte in der Hand, und mit ihrer tiefen, metallreichen Stimme sagte sie: „Sie bringen mir Grüße von meinem Vater, Herr Doktor Gernoth, seien Sie mir herzlich willkommen!“ Ihre hohe Gestalt schien mir größer und schöner noch als auf der Bühne, und das runde Gesicht mit dem etwas abgestumpften Profil und den großen lichtvollen grauen Augen hatte trotz seiner Blässe einen unendlich jugendlichen Reiz. Welch edles Geschöpf, dachte ich, während ich mich über ihre Hand beugte. Wie wenig doch gleich sie den Theaternäumen, die ich sonst gesehen; an ihr war nichts Häßliches, Gleißendes, nach Effekt Häßendes, keine Pose, keine Affektation, keine Spur von Rotterie! Nur die ruhige, sichere Haltung, die beherrschte Grazie der Glieder verriet die Künstlerin, und wie sie nun mich und die Blumen erwartungsvoll lächelnd anschaute, da drängte sich mir wie ein warmer Strom all der enthusiastische Dank für den neulich

gehabten Kunstgenuss auf die Lippen. Dabei hatte ich nicht bemerkt, daß noch jemand im Zimmer anwesend war, der sich nun lässig aus dem tiefen Sessel erhob: Gunter! „Ich wußte nicht, daß Sie sich kennen,“ sagte er in einem Ton, der gerade keine übermäßige Freude an meinem Besuch verriet. Mir war, als hätte ich kaltes Wasser ins Gesicht bekommen; ich verwünschte die Rosen, die ich noch in der Hand hielt und die mir plötzlich überflüssig und lächerlich erschienen, ich verwünschte meine Befangenheit, die mich diesem verwöhnten Weltfinde gegenüber erröten ließ, als sei ich ein Schuljunge im Examen.

Die Sängerin kam mir zu Hilfe: sie nahm meine Blumen, und mit einem warmen Aufleuchten ihrer schönen Augen dankte sie mir für das Lob, das ich ihrem „Fidelio“ gespendet. „Ich war so begeistert von meiner Rolle,“ sagte sie, während sich das reizende Grübchen in ihrer linken Wange vertiefte, „daß ich mir über den Abend eigentlich keine Rechenschaft zu geben vermag. Wie im Traum habe ich gesungen, wie schlafwandlernd gespielt, und wenn es leidlich war, so liegt das Verdienst einzig bei Herrn Gunter, dessen Dirigentenstab mir als Steuer und Kompaß vorschwebte. Mit ihm studiert es sich wundervoll, und er ist so lebenswürdig, mit mir die Partitur des „Rings“ durchzunehmen, ich soll die Brunhilde singen. Wie ich mich darauf freue und dadurch angespornt bin, können Sie gewiß verstehen, Herr Doktor, sicherlich schwärmen auch Sie für Wagner!“

„Manches ist schön,“ erwiderte ich, „doch nicht alles, und wenn Sie mich auch für einen Barbaren halten werden, so muß ich doch gestehen, daß ich mich etwa schon in des Meisters Meisteropern gelangweilt habe.“

Ueber Gunters gleichgültiges Gesicht flog es wie Unnütz. „Sie tun mir leid, Doktor; ohne Wagner hätten wir keine deutsche Musik, keine moderne Oper, er allein hat das Musikdrama geschaffen, hat das Orchester reorganisiert...“ „Und den Sängern die Stimmen verdorben!“ Fast gereizt durch seinen geringshägenden Ton warf ich dies ein. Marie Bernhardi machte ein enttäuschtes Gesicht: „Was müssen Sie für mittelmäßige Aufführungen erlebt haben, um so zu urteilen! Wer „Fidelio“ versteht, der muß ja auch „Lohengrin“ und „Tannhäuser“ verstehen!“

„Gewiß, aber Mozart ist mir lieber; man wird so müde vom den ewigen Leitmotiven. Wie die Juden einst den gelben Lappen an der Brust, so hat jeder sein Leitmotiv an sich befestigt. Mozart charakterisiert, ohne zu motivieren, und doch kennt man sie alle auseinander, Don Juan und Leporello, Ottavio und den Komtur, Donna Anna und Elvira, wer wollte sie je wechseln, wer je das Blondchen für Konstanze halten? Und das liegt nicht in den paar immer wiederkehrenden Taktten, das liegt im Stil begründet: jede Blüte wächst aus ihrem Stengel!“

„Doktor,“ sagte Gunter, „Sie haben noch nie geliebt!“ Der Einwurf kam so unerwartet und, wie mir schien, in Mariens Gegenwart so unpassend, daß ich in eine ärgerliche Verlegenheit geriet; er aber ließ mich nicht zu Wort kommen: „Wenn Sie wirklich geliebt hätten, würden Sie Wagner verstehen. Er gab die Leidenschaft, das Sehnen bis in den Tod, gab er uns, dem Prometheus gleich hat er sich die Liebesfunken vom Himmel geholt.“ Die Sängerin saß ganz andächtig dabei und sah auf den blonden Mann, von dessen sonst so wortfargen Lippen diese begeisterten Phrasen flossen, zu absichtlich begeistert, um mich gleich ihr zu bezaubern. Er jedoch war aufgestanden und zum Klavier getreten, so, als wolle er dem eben Gesagten Nachdruck verleihen: ein paar einleitende Akkorde, und dann klang das schöne Frühlingslied aus der Walfüre durch das Zimmer, meisterhaft gespielt, den fast ärmlichen Raum wie mit goldenem Lichte erfüllend. Ja, das war wohl schön und der hingebende Ausdruck im Gesichte der Sängerin noch schöner: ein lauschendes Entzücken schien sich über die weichen Züge zu breiten, die Wangen schienen noch mehr erbläßt, die Lippen geöffnet, als wollten sie durstig die Töne trinken, und in den Augen der Widerschein einer höheren Welt. Das wob und webte, verwob und verwehte sich unter seinen Fingern, wie das Muster



„Im Klösterli“ zu Steckborn.

Nach Aufnahme von Photograph Häusamann, Heiden.

in einem Teppich kehrte der musikalische Gedanke wieder, ein Teppich war's von lebendigen leuchtenden Blumen, die Blumen wurden Wellen, und der Teppich wurde das Meer, die Wogen rauschten und flüsterten, schmeichelten und streichelten, schwollen an und schwollen ab, seufzten und erstarben und kamen wieder und türmten sich, und auf ihrem Raden segelte das Motiv, ein stolzer Schwan ... Plötzlich brach er ab und drehte sich auf dem drehbaren Klaviersessel nach uns beiden um; aber es war kein Triumph in seinen Augen, nur ein ganz stilles Leuchten und ein reiner, besserer Ausdruck als sonst. Wir schwiegen; die echte Kunst, wenn sie sich offenbart, macht stumm ...

Endlich stand Gunter auf, gab flüchtig der Bernhardi und mir die Hand, und mit einem Kopfnicken und einem „Auf morgen also!“ war er hinaus. Die Sängerin nahm sich zusammen; mit holder, wenn vielleicht auch nicht ganz von Herzen kommender Freundschaft lud sie mich ein, noch zu bleiben und ihr vom Vater, den sie über ein Jahr nicht gesehen, zu erzählen, und dann hatten wir den richtigen Ton gefunden und eine Reihe von Anknüpfungspunkten, die in der früher gemeinsam bewohnten Stadt und den dortigen gemeinsamen Bekannten lagen. Von ihrer Stellung an der Großherzoglichen Hofbühne schien sie vollauf befriedigt, nur gefiel mir nicht, daß sie dem Gunter-Schen Ehepaar eine so große Rolle in ihrem Leben einräumte. Frau Lola Lisa Gunter-Menotti sei eine reizende Wienerin, als Sängerin hervorragend, und was er sei, davon habe ich mich ja eben überzeugen können; einen solchen Künstler gebe es nur einmal, und als Lehrer erst! Da könne sie Gott danken, unter seiner Leitung sich weiter bilden zu dürfen, ihm sei es auch zuzuschreiben, daß der Intendant ihr jetzt schon größere Rollen anvertraue ...

„Hat denn die Bühne Sie nie erschreckt?“ konnte ich mich nicht enthalten, sie zu fragen; das schöne Mädchen mit der reinen Stirn schien mir so gar nicht für diese bunte Welt geeignet. Da sah sie mich tief befremdet an, und um den eben noch lächelnden Mund legte sich ein fast hochmütig abweisender Zug: „Die Bühne ist für mich die Kunst, das Höchste, was ich kenne, wie könnte ich je davor Angst oder Scheu empfinden! Aber Ihnen, Herr Doktor, hätte ich solche Vorurteile und Engherzigkeiten nicht zugetraut; Sie müßten sich einmal die Kollegen und Kolleginnen näher anschauen, wie nett und strebam die sind, dann würden Sie anders urteilen!“ Ich dachte an den Abend im Künstlerhause und schwieg; welches Recht hätte ich auch gehabt, die glücklichen Illusionen dieses jungen, naiven Menschenkindes zu zerstören? Mit einem freundschaftlichen „Auf Wiedersehen!“ trennten wir uns.

(Fortsetzung folgt.)

Aphoristisches.

In abstracto glauben, was man in concreto verwirft, das ist das Rezept, nach dem sich Religionen in Metaphysiken verwandeln.

Walter Eggenschwyler, Turin.



Alfred Huggenberger beim Mähen. Phot. W. H. Rau, Schlieren.

Ferientage im Felliberg.

(Schluß).

Der Sonntagmorgen fiel lange nicht so schön aus wie sein werktäglicher Vorgänger, und da wir uns auf diesen Tag keine besondere Aufgabe gestellt hatten, machten wir uns erst mobil, als unsere zuverlässige Proviantbringerin bereits an der HüttenTür klopste. Von unserm Gemüse- und Fleischkonservevorrat hatten wir bisher noch so wenig gebraucht, daß wir beschlossen, ihn erheblich zu schmälern und reichliches Mahl zu halten in der welfreunden Hütte. Für das Mittags schlafchen machte ich mich diesmal nach meinem Lieblingsplatzchen bei den Boderwaldhütten auf. Hier unter hohen Fichten, an einer Stelle, wo sich der Fellibach in seinem noch eben liegenden Bett in aller Ruhe vorbereitet auf die ungezähmten Sprünge, die er am Rhonastütz (kaum 250 Meter später) macht,

hielt ich stundenlang Siesta. Nichts war hörbar als das Rauschen des Baches oder der Wind, der leise den höchsten Tannenwipfeln zuhauchte. Es war ein Frieden, wie ihn die Natur nur an den entlegensten Orten bieten kann, eine Labung für Seele und Körper. Wohin sich mein Auge richtete, sei es auf das harmonische Wasserspiel oder zu der fast senkrecht über meinem Haupte stehenden Spitze des Taghorns oder Wild suchend nach den rauhen Felsen des Mattenberges oder gar, wenn ich den Blick auf das in ganz gerader Linie voraus liegende und nur von der Alpterrasse der Obermatt unterbrochene hintere Zellital wandte und die viele Tausend Meter lange, noch tief im Schnee begrabene Talsohle nach etwa zufällig daherkommenden Touristen umsonst absuchte: überall redete die Natur eine mächtige Sprache zu mir, es war gewissermaßen eine wortlose Bergpredigt, die ich in mir aufnahm. Nachdem die Sonne ihren Gang um die Seite des Ge-



Alfred Huggenberger beim Dengeln. Phot. W. H. Rau, Schlieren.